

DANIEL ABRAHAM
Die magischen Städte 2

Buch

Der Stadtstaat Machi liegt in den Bergen des hohen Nordens. Hier sind die Winter eiskalt, die Sommer bestenfalls mild. Und dieser Winter droht besonders kalt zu werden, denn der Herrscher von Machi – der Khai – ist hochbetagt und liegt im Sterben. Also müssen seine ältesten Söhne der Tradition gemäß um seine Nachfolge kämpfen – so lange, bis nur noch einer von ihnen übrig bleibt, der dann als neuer Khai die Geschicke der Stadt bestimmen wird. Ausgerechnet in diesem Winter kehrt jedoch Otah, einer der jüngsten Söhne des Khai, nach vielen Jahren der Verbannung in seine Heimatstadt zurück, nur um zu erfahren, dass sein ältester Bruder Biitrah bereits tot ist, der Kampf um die Nachfolge also anscheinend schon begonnen hat. Ohne es zu wollen gerät auch Otah allmählich immer mehr in den Sog der Intrigen, die wie ein fein verästeltes Netzwerk die Stadt durchziehen, genau wie der Zauber-Dichter Cehmai und sein mit ihm aufs Engste verbundener Andat Steinerweicher, auf dessen Fähigkeiten, wertvolles Erz aus den umliegenden Gesteinsschichten herauszulösen, sich der Reichtum der Stadt gründet. Und was anfangs wie ein traditioneller Kampf um die Nachfolge begann, wird bald zur Schicksalsfrage für die ganze Stadt, denn es scheint, als würden im Geheimen bislang unbekannte Kräfte nach der Macht greifen – Kräfte, für die das Wohlergehen Machis nur ein unbedeutender Faktor in einer ganz anderen Gleichung ist ...

Autor

Daniel Abraham hat Kurzgeschichten in verschiedenen Magazinen und Anthologien veröffentlicht und gemeinsam mit Gardner Dozois und George R. R. Martin den Kurzroman *Shadow Twin* verfasst. Seine Kurzgeschichte *Flat Diane* wurde für den Nebula Award nominiert. Abraham ist verheiratet, hat eine Tochter und lebt in New Mexico. *Winter des Verrats* ist der zweite Roman der Tetralogie um *Die magischen Städte*, die mit *Sommer der Zwietracht* begann.

Weitere Informationen über den Autor unter:

www.danielabraham.com

Lieferbare Titel

DIE MAGISCHEN STÄDTE: 1. Sommer der Zwietracht. Roman (24446),
2. Winter des Verrats. Roman (24447)

Daniel Abraham

Winter des Verrats

Die magischen Städte 2

Roman

Aus dem Englischen
von Andreas Heckmann

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»A Betrayal in Winter. Book Two of the Long Price Quartet«
bei Tor Books, Tom Doherty Associates, LLC, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2007

bei Blanvalet, einem Unternehmen

der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2007 by Daniel Abraham

Published in agreement with the author, c/o BAROR INTERNATIONAL,
INC., Armonk, New York, U.S.A.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagillustration: Stephane Martiniere/Eigenarchiv HildenDesign

Redaktion: Alexander Groß

Lektorat: Urban Hofstetter

Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

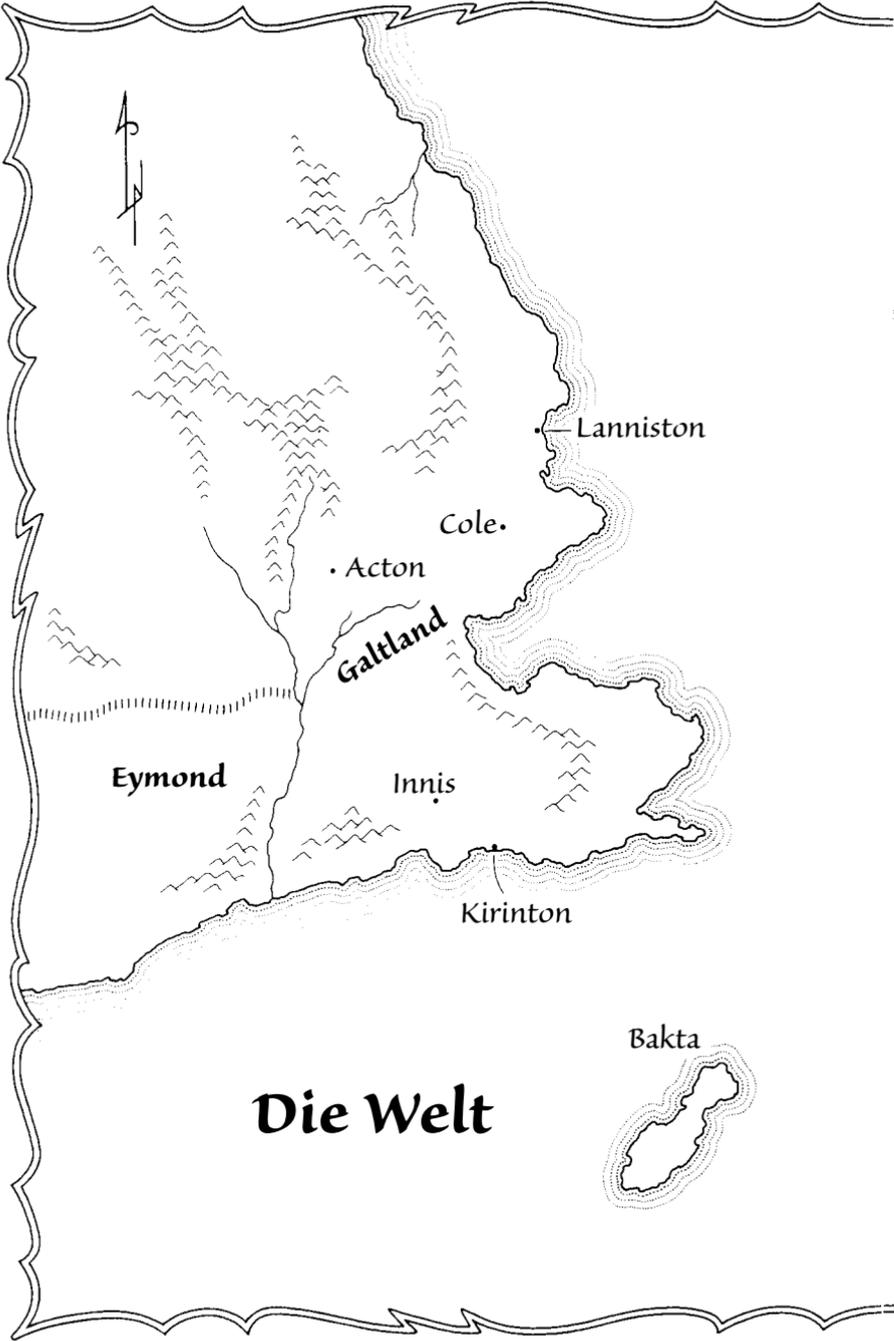
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-24447-8

www.blanvalet-verlag.de

Für Kat und Scarlet



Lanniston

Cole.

Acton

Galtland

Eymond

Innis

Kirinton

Bakta

Die Welt





Städte der Khai

Prolog

»Es gibt Schwierigkeiten im Bergwerk«, sagte seine Frau.
»Eine deiner Tretmühlenpumpen hat versagt.«

Biitrah Machi, fünfundvierzig Jahre alt und ältester Sohn von Khai Machi, öffnete stöhnend die Augen. Die aufgehende Sonne ließ den hauchdünnen Stein der Schlafzimmersfenster leuchten. Hiami setzte sich neben ihren Mann.

»Ich habe dem jungen Diener befohlen«, fuhr sie fort, »dir ein warmes Gewand und deine Robbenstiefel herauszulegen und dir Tee und Brot zu bringen.«

Biitrah setzte sich auf, schlug das Deckbett beiseite und erhob sich ächzend. Hundert Gedanken gingen ihm durch den verschlafenen Kopf. *Diese Pumpe könnten doch die Bergleute reparieren... Brot und Tee – ich bin doch kein Gefangener... Zieh dein Nachthemd aus, Liebste. Sollen die Minen doch einen Morgen ohne mich klarkommen...*

Doch er sagte, was er immer sagte und was seine Frau von ihm erwartete: »Zum Frühstück bleibt keine Zeit. Ich esse dort.«

»Sei vorsichtig«, erwiderte sie. »Ich möchte nicht, dass es einem deiner Brüder doch noch gelingt, dich umzubringen.«

»Wenn es einmal so weit ist, dürften sie mich kaum mit einer Tretmühlenpumpe aus der Welt schaffen wollen.«

Noch immer war es ihm wichtig, sie zu küssen, ehe er sich im Ankleidezimmer von den Dienern in ein grauviolett Gewand hüllen ließ und in seine Robbenstiefel stieg, um sich mit dem Überbringer der schlechten Nachricht zu treffen.

»Es geht um die Daikani-Mine, Herr«, sagte der Mann,

und seine entschuldigende Gebärde war so förmlich, dass sie in einen Tempel gepasst hätte. »Die Pumpe dort ist in der Nacht ausgefallen. Die tiefer gelegenen Stollen sollen bereits hüfthoch unter Wasser stehen.«

Biitrah fluchte, brachte aber mit einer Handbewegung Dank zum Ausdruck. Zusammen gingen sie durch den großen Saal des Zweiten Palastes. Die Stollen hätten sich nicht so rasch mit Wasser füllen dürfen – trotz der kaputten Pumpe. Sicher war noch etwas anderes schiefgegangen. Er versuchte, sich den Grundriss der Mine vorzustellen, doch in den Bergen und Ebenen rund um Machi wurden an Dutzenden Orten Bodenschätze abgebaut, und die Einzelheiten verschwammen. Vielleicht gab es dort vier Lüftungsschächte, vielleicht sechs. Er würde hinreisen und sich die Sache ansehen müssen.

In unterwürfigen Gebärden erstarrt, erwartete ihn seine Leibwache vor dem Palast – zehn Männer in prächtiger Rüstung, die trotz ihres Prunks so manche Schneide abhielt. Die Schwerter und Dolche waren scharf genug geschliffen, um sich damit zu rasieren. Seine beiden Brüder hatten ähnliche Leibwachen, die ähnlichen Zwecken dienten. Und vermutlich würde es bald zu einem Zusammentreffen kommen. Aber nicht heute. Noch nicht. Er musste eine Pumpe reparieren.

Er setzte sich in die wartende Sänfte, und vier Träger traten heran. Als sie ihn auf die Schultern hoben, rief er den Boten herbei.

»Folge mir«, sagte er und machte mit gewohnter Selbstverständlichkeit eine befehlende Geste. »Ich möchte alles erfahren, was du weißt, ehe wir die Mine erreichen.«

Als sie das Palastgelände zügig durchquerten, ragten die berühmten Türme über ihnen auf wie Bäume über Kaninchen. Bald gelangten sie auf die schwarz gepflasterten Straßen von Machi. Die Diener und Sklaven, denen sie begegnete

ten, machten unterwürfige Gebärden. Die wenigen Utkhais, die schon auf den Straßen der Stadt unterwegs waren, verbeugten sich – je nach Stellung in der höfischen Rangordnung – mehr oder weniger demütig vor dem Mann, der eines Tages vielleicht seinen Namen aufgeben und als Khai Machi den Thron besteigen würde.

Biitrah bemerkte all das kaum, denn er war in Gedanken bei seiner Leidenschaft: den Geräten des Bergbaus, den Pumpen, Erzlagern und Zugwinden. Er rechnete damit, das Dorf am Eingang der Mine zu erreichen, ehe die rasch steigende Vorfrühlingssonne zwei Handbreit weitergewandert wäre.

Sie nahmen die Straße nach Süden, hatten die Berge im Rücken und querten die gewölbte Steinbrücke über den Tidat, dessen Wasser noch nach dem Gletscher roch, dem er entsprang. Die Ebene mit den Gehöften und Dörfern und mit den Feldern, auf denen grünes Wintergetreide stand, lag vor ihnen. Die Bäume schlugen bereits aus. Noch wenige Wochen, dann würde der Frühling üppig Fuß fassen und nach dem Tageslicht greifen, das der Winter gestohlen hatte. Der Bote erzählte ihm das Wenige, was er wusste, und ehe sie die halbe Strecke zurückgelegt hatten, machte der Wind jedes Gespräch unmöglich. Je näher sie der Mine kamen, desto besser erinnerte er sich an sie. Es war nicht die erste, die das Haus Daikani vom Khai gepachtet hatte, denn die hatte sechs Lüftungsschächte gehabt. Diese Mine dagegen hatte nur vier. Und langsam – langsamer als früher – erinnerte er sich der Einzelheiten, und das Problem trat ihm wie auf Schiefer geschrieben oder in Stein geritzt vor Augen.

Als sie die ersten Gebäude des Dorfes erreichten, waren seine Finger taub, und seine Nase hatte vor Kälte zu laufen begonnen. Immerhin, er hatte vier Vermutungen, was schiefgegangen sein mochte, und zehn Fragen im Kopf, deren Beantwortung darüber entscheiden würde, ob er recht hatte. Er begab sich direkt zum Eingang der Mine und vergaß so-

gar, eine Pause einzulegen, um Brot und Tee zu sich zu nehmen.

Hiami saß am Kohlenbecken, strickte aus einem Seidenfaden einen Schal und hörte einem Sklavenjungen zu, der alte Lieder aus der Kaiserzeit sang und fast vergessene Herrscher mit hoher, voller Stimme lieben und kämpfen, verlieren, gewinnen und sterben ließ. Die Dichter und ihre versklavten Geister, die Andaten, gingen ihre privaten Zwistigkeiten bisweilen mit tiefem Ernst und großer Schönheit an, manchmal dagegen derb und mit zotigen Versen. Doch all diese Lieder waren alt. Hiami mochte nichts hören, was nach dem großen Krieg entstanden war, der all die weit entfernten Orte zerstört und all die Länder verheert hatte, von denen in diesen Liedern die Rede war. In den neuen Liedern ging es nur um die Kämpfe der drei ältesten Khai-Söhne – jener Brüder also, die Anspruch auf die Nachfolge ihres Vaters erheben durften. Zwei davon würden sterben, und einer würde seinen Namen ablegen und seine eigenen Söhne zu erneutem Blutvergießen verdammen. Ob es sich dabei nun um Klagelieder handelte, die den Opfern galten, oder um Festgesänge für den Sieger – sie hasste sie alle, denn sie brachten keinen Trost, und sie strickte nur Schals, wenn sie trostbedürftig war.

Eine junge Dienerin kam herein, deren schmuckloses Gewand fast so hell wie ein Trauerkleid war. Mit ritueller Gebärde kündigte sie eine Besucherin an, die vom gleichen Stand war wie Hiami.

»Idaan«, sagte das Dienstmädchen, »die Tochter von Khai Machi.«

»Ich kenne meine Schwägerin«, stieß Hiami hervor, ohne mit dem Stricken aufzuhören. »Du brauchst mir nicht zu sagen, dass der Himmel blau ist.«

Das Dienstmädchen errötete, und ihre Hände schwank-

ten zwischen drei Gebärden, ohne eine davon zuwege zu bringen. Hiami bedauerte ihre Worte, legte ihre Strickerei weg und machte eine sanft befehlende Gebärde.

»Führe sie herein. Und bring ihr etwas Bequemes zum Sitzen.«

Die Dienerin verneigte sich gehorsam und schien froh, diesmal die richtige Gebärde gewusst zu haben. Dann huschte sie davon, und kurz darauf stand Idaan im Zimmer.

Sie war kaum zwanzig Jahre alt, hätte also eine von Hiamis Töchtern sein können. Sie war keine Schönheit, doch man brauchte ein erfahrenes Auge, um das zu erkennen. Sie hatte silberne und goldene Strähnen im pechschwarzen Haar, ihre Augen waren geschminkt, und Puder ließ ihre Haut feiner und bleicher wirken. Ihr blaues, mit Gold besticktes Seidengewand schmeichelte ihren Hüften und brachte ihre Brüste zur Geltung. Ein Mann oder eine jüngere Frau hätte Idaan vielleicht für die hübscheste Frau der Stadt gehalten.

Die Gebärden, mit denen sie sich begrüßten, unterschieden sich nur dadurch, dass Idaan ihre Blutsverwandtschaft mit dem Khai, Hiami ihr höheres Alter und die Möglichkeit zum Ausdruck brachte, eines Tages erste Frau des künftigen Khai Machi zu werden. Das Dienstmädchen kam mit einem schönen Stuhl herein, stellte ihn lautlos ab und zog sich zurück. Hiami aber brachte sie mit einer Geste zum Halten und wies auf den singenden Sklaven. Das Mädchen nickte gehorsam und zog ihn mit sich davon.

Hiami lächelte und zeigte auf den Stuhl. Idaan dankte mit einer Gebärde, die viel weniger förmlich ausfiel als ihre Begrüßung, und setzte sich.

»Ist mein Bruder da?«, fragte sie.

»Nein. In einer Mine hat es Schwierigkeiten gegeben. Ich nehme an, er wird den ganzen Tag vor Ort sein.«

Idaan runzelte die Stirn, zeigte aber keine echte Missbilligung, sondern sagte nur: »Für jemanden, der womöglich

Khai wird, muss es seltsam sein, sich wie ein Bergmann durch Stollen zu schleppen.«

»Männer haben eben so ihre Leidenschaften«, erwiderte Hiami und lächelte leicht. Dann wurde sie wieder ernst. »Gibt es Neuigkeiten von deinem Vater?«

Idaan machte eine Geste, in der sich Bejahung und Verneinung die Waage hielten.

»Nichts Neues, nehme ich an«, sagte das dunkelhaarige Mädchen. »Die Ärzte beobachten ihn. Er hat auch gestern Abend seine Suppe bei sich behalten, hat sich also seit fast zehn Tagen nicht mehr übergeben. Und er hat eine gesündere Farbe.«

»Aber?«

»Aber es geht dennoch zu Ende mit ihm«, sagte Idaan. Ihre Stimme klang nüchtern und ruhig, als redete sie über ein Pferd oder einen Fremden. Hiami legte ihre Handarbeit erneut weg, und der halbfertige Schal bei ihren Knöcheln ließ an eine Pfütze denken. Was sie da als Knoten in der Kehle spürte, war Angst. Dass es mit dem alten Mann zu Ende ging, war von erheblicher Tragweite und ließ die Zeit knapp werden. Biitrah, Danat und Kaiin Machi – die drei ältesten Söhne des Khais – hatten ihr Leben so friedfertig verbracht, wie es den Söhnen eines Khais überhaupt möglich war. Otah, der sechste Sohn des Khais, hatte vor vielen Jahren einen ziemlichen Wirbel mit der Weigerung verursacht, sich brandmarken zu lassen und auf den Thron seines Vaters zu verzichten, war aber nie wieder aufgetaucht. Man vermutete, er habe einen anderen Weg eingeschlagen oder sei unerkant gestorben. Jedenfalls hatte er in Machi keinerlei Unruhe ausgelöst. Und nun rückte mit jedem Abend, an dem der alte Khai seine Suppe nicht bei sich behielt, und mit jeder Nacht, die er besorgt und schlaflos verbrachte, die Stunde näher, da der Friede brechen musste.

»Wie geht es seinen Frauen?«, fragte Hiami.

»Ganz gut«, sagte Idaan, »einigen jedenfalls. Die beiden Neuen aus Nantani und Pathai sind erleichtert, glaube ich. Sie sind jünger als ich, weißt du.«

»Ja. Sie sind sicher froh, bald zu ihren Familien zurückkehren zu können. Aber für die älteren Frauen ist es schwieriger. Sie haben Jahrzehnte hier verbracht und sollen demnächst in Städte heimkehren, an die sie sich kaum mehr erinnern ...«

Hiami merkte, dass sie die Fassung verlor, und ballte die Fäuste im Schoß. Idaan beobachtete sie. Hiami zwang sich eine schlichte Entschuldigungsgeste ab.

»Nein, *mir* tut es leid«, sagte Idaan, und Hiami hatte den Eindruck, ihre Besucherin habe all ihre Herzensangst aus dieser Geste abgelesen. Gut möglich, dass Hiamis reizender, stets etwas geistesabwesender, warmherziger und leider auch ein wenig dummer Gatte und Geliebter sterben würde. All seine Modelle und Entwürfe aus Draht und Holz würden dann nutzlos werden und durch seine Ermordung so verlassen sein wie sie selbst. Wenn er doch gewänne! Wenn es ihm doch gelänge, seine Brüder zu töten und deren Frauen den Preis zahlen zu lassen, den anderenfalls sie würde zahlen müssen.

»Schon gut, meine Liebe«, sagte Hiami. »Wenn du willst, Sorge ich dafür, dass er dir bei seiner Rückkehr einen Boten schickt. Das kann allerdings bis morgen früh dauern. Wenn er die Schwierigkeiten für interessant hält, bleibt er vielleicht noch länger.«

»Und dann wird er schlafen wollen«, sagte Idaan und lächelte schwach, »und ich höre und sehe ihn womöglich tagelang nicht. Bis dahin habe ich einen anderen Weg gefunden, meine Probleme zu lösen. Oder ich habe es aufgegeben.«

Hiami musste kichern. Das Mädchen hatte recht, und diese kleine Vertrautheit machte das Dunkel irgendwie erträglicher.

»Vielleicht kann ich dir ja helfen«, sagte Hiami. »Was führt dich hierher, Schwägerin?«

Zu Hiamis Erstaunen errötete Idaan, doch der Puder auf ihren Wangen ließ ihre Gesichtsfarbe ein wenig seltsam wirken.

»Ich habe ... ich wollte Biitrah bitten, mit unserem Vater zu reden. Über Adrah. Adrah Vaunyogi. Er und ich ...«

»Ah«, sagte Hiami. »Ich verstehe. Ist bei dir etwas überfällig?«

Das Mädchen brauchte einen Moment, um die Frage zu verstehen, und errötete dann noch mehr.

»Nein, das nicht. Ich glaube nur, dass er der Richtige sein könnte. Er ist aus guter Familie«, fügte Idaan rasch hinzu, als würde sie ihn bereits verteidigen. »Die Vaunyogis sind an einem Handelsunternehmen beteiligt, haben einen sehr guten Stammbaum und ...«

Hiami machte eine Gebärde, die das Mädchen zum Schweigen brachte. Idaan blickte auf ihre Hände hinab, zeigte dann aber das entsetzte und doch freudige Lächeln, mit dem man eine neue Liebe eingesteht. Hiami erinnerte sich, dieses Gefühl auch einmal empfunden zu haben. Das brach ihr erneut das Herz.

»Ich spreche mit ihm, wenn er zurückkommt – ganz gleich, wie dringend er schlafen will«, erklärte Hiami.

»Danke, Schwägerin«, sagte Idaan. »Ich muss ... ich muss gehen.«

»Jetzt schon?«

»Ich habe Adrah versprochen, ihm sofort Bescheid zu geben, wenn ich mit meinem Bruder gesprochen habe. Er wartet in einem der Turmgärten und ...«

Idaan bat gestisch um Vergebung, als müsste einem Mädchen vergeben werden, bei seinem Geliebten sein zu wollen statt bei einer Frau, die ihre Mutter hätte sein können und einen Schal strickte, um ihre Schwermut zu bekämp-

fen. Hiami nahm ihre Entschuldigung an und entließ sie. Idaan lächelte und wandte sich zum Gehen. Als das Blau und Gold ihres Gewandes über die Schwelle verschwinden wollte, rief Hiami ihr zu ihrer eigenen Überraschung etwas nach.

»Bringt er dich zum Lachen?«

Idaan drehte sich um und sah sie fragend an. Hiami dachte erneut an Biitrah, an die Liebe und an den Preis, den man dafür zu zahlen hatte.

»Dein Mann. Adrah? Wenn er dich nicht zum Lachen bringt, Idaan, dann darfst du ihn nicht heiraten.«

Idaan lächelte, machte eine Dankesgebärde, wie sie sich für eine Schülerin ihrer Lehrerin gegenüber ziemte, und war verschwunden. Hiami schluckte, bis sie ihre Angst wieder unter Kontrolle hatte, hob ihre Handarbeit auf und ließ den Sklavenjungen kommen, damit er ihr weiter vorsang.

Die Sonne war untergegangen, und die Mondsichel am Himmel war kaum breiter als das Weiße eines Fingernagels. Nur die Sterne grüßten die Laternen der Bergleute, als Biitrah aus dem Stollen wieder ins Freie kam. Seine Kleidung war nass und klebte ihm an den Beinen, und ihr Grau und Violett hatte sich in ein einheitliches Schwarz verwandelt. Die Nachtluft war beißend kalt. Die Bergwerkshunde jaulten ängstlich und liefen in ihren Zwingern auf und ab. Ihr Atem dampfte wie der seine. Der Oberaufseher der Minen des Hauses Daikani brachte seine tiefe Dankbarkeit mit einer Gebärde zum Ausdruck, die Biitrah anmutig beantwortete, obwohl seine tauben Finger plump waren wie Würste.

»Wenn dieser Fehler wieder auftaucht, gebt mir Bescheid«, sagte er.

»Gewiss«, antwortete der Aufseher. »Wie Ihr befiehlt.«

Die Leibwache begleitete Biitrah zu seiner Sänfte, und die Träger hoben ihn an. Erst jetzt, da die Arbeit getan und alle

Rätsel gelöst waren, fühlte er die Erschöpfung. Der Gedanke, in der Frühlingskälte durch den Matsch zurück zu den Palästen getragen zu werden, war kaum weniger unangenehm als die Vorstellung, den Weg auf eigenen Beinen zurücklegen zu müssen. Er gab dem Anführer seiner Wache ein Zeichen.

»Wir bleiben heute Nacht im Dorf. Es gibt hier eine Herberge.«

Der Wächter machte eine bestätigende Gebärde, schritt voran und führte seine Männer, die Träger und seinen Herrn durch die unbeleuchteten Straßen. Biitrah zog die Ärmel aus den Ärmeln seines Gewands und schlang sie sich um den Leib. Er begann zu zittern und bereute schon, das Gewand nicht abgelegt zu haben, ehe er sich in die tiefstgelegenen Stollen der Mine begeben hatte.

Das Erz der Ebene war so silberhaltig, dass es Machis Staatskasse selbst dann hätte füllen können, wenn es in dieser Gegend und in den Bergen im Norden und Westen keine weiteren Minen gegeben hätte, doch die Ader führte tiefer in die Erde hinunter als eine Quelle. In der ersten Generation, als Machi der entfernteste Außenposten des Reichs gewesen war, hatte der hierher entsandte Dichter den Andaten Wasserheben befehligt, und es hieß, die Minen hätten unter seinem Einfluss Springbrunnen geglichen. Erst nach dem großen Krieg hatte der Dichter Manat Doru Steinerweicher gebunden, und Machi hatte sich zum Mittelpunkt der ertragreichsten Minen der Welt und zum Herz der Metallgewinnung entwickelt. Eisenwarenhändler, Silberschmiede, Alchemisten aus den Westgebieten, Nadelmacher – sie alle arbeiteten hier. Doch der Andat Wasserheben hatte sich befreien können, und noch immer hatte niemand ihn aufs Neue zu binden vermocht. Also blieben den Bergleuten nur die Pumpen.

Erneut beschäftigte Biitrah sich mit den Schwierigkeiten

unter Tage. Die Tretmühlenpumpen hatte er selbst entwickelt. Vier Männer zusammen konnten mit ihrer Hilfe eine Wassermenge, die ihrem Körpergewicht entsprach, fast zwanzig Meter hochheben – und zwar in der Zeit, die der Mond (der verlässlichere Zeitmesser als die Sonne, deren Umlaufgeschwindigkeit hier im Norden jahreszeitlich schwankte) brauchte, um einen Fingerbreit vorzurücken. Aber die Pumpen waren noch nicht ausgereift. Nach der Arbeit des Tages war es für Biitrah offensichtlich, dass die Pumpe, die in der Nacht zuvor ausgefallen war, schon seit Wochen keine volle Leistung gebracht hatte. Darum hatte der Wasserspiegel höher gelegen, als das nach einer Nacht ohne Pumparbeit hätte der Fall sein dürfen. Dafür gab es eine ganze Reihe möglicher Gründe.

Biitrah vergaß die Kälte, seine Müdigkeit und sogar, wo er war und dass er getragen wurde. Er vertiefte sich völlig in das Problem und verlor sich darin. Die Herberge, die plötzlich wie von Zauberhand vor ihnen auftauchte, war ein willkommener Anblick: dicke Steinwände mit einer rot lackierten Tür im Erdgeschoss; eine breite Schneetür im ersten Stock; Rauch, der aus allen Schornsteinen stieg. Schon von der Straße aus roch er gebratenes Fleisch und gewürzten Wein. Der alte, mondgesichtige Wirt stand auf den Eingangsstufen und machte eine so förmliche Begrüßungsgebärde, dass er beinahe vornübergefallen wäre. Die Träger setzten die Sänfte ab. Im letzten Moment dachte Biitrah daran, die Arme wieder in die Ärmel zu schieben, damit er die Begrüßung des Herbergswirts mit einer angemessenen Gebärde beantworten konnte.

»Ich hatte Euch nicht erwartet, Herr«, sagte der Mann. »Sonst hätten wir Euch etwas Angemesseneres hergerichtet. Das Beste, was ich Euch anbieten kann –«

»Ist völlig ausreichend«, unterbrach ihn Biitrah. »Euer bestes Quartier ist sicher völlig ausreichend.«

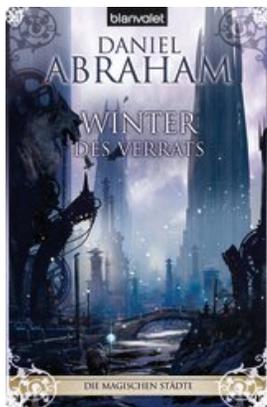
Der Wirt machte eine Dankesgebärde und trat dabei zur Seite, um seine Gäste eintreten zu lassen. Biitrah hielt an der Schwelle inne und machte eine förmliche Dankesgebärde. Der alte Mann schien überrascht. Sein rundes Gesicht und seine schlaffe Haut ließen Biitrah an eine helle Weintraube denken, die gerade zu schrumpeln begann. Er könnte so alt wie mein Vater sein, dachte er und empfand eine seltsame, fast schwermütige Sympathie für den Wirt.

»Ich glaube, wir sind uns noch nicht begegnet«, sagte Biitrah. »Wie heißt du, Nachbar?«

»Oshai«, antwortete das Mondgesicht. »Wir sind uns noch nicht begegnet, doch jeder hat von dem freundlichen ältesten Sohn von Khai Machi gehört. Es ist mir eine Ehre, Euch beherbergen zu dürfen, Herr.«

Das Haus hatte einen begrünten Innenhof. Nachdem Biitrah sein nasses Gewand abgelegt und schlichte dicke Wollsachen angezogen hatte, die die Herberge für solche Gelegenheiten bereithielt, traf er sich dort mit seinen Männern. Der Wirt persönlich brachte ihnen Nudeln mit schwarzer Soße, gekochten Flussfisch mit getrockneten Feigen und einen Krug Reiswein mit Pflaumengeschmack nach dem anderen. Biitrahs Leibwächter, die zunächst verdrießlich gewesen waren, bekamen im Laufe des Abends immer bessere Laune, sangen zusammen und erzählten sich Geschichten. Eine Zeitlang schienen sie zu vergessen, wer der schmalgesichtige Mann mit dem ergrauenden Bart und dem schütter werdenden Haar war und eines Tages womöglich sein würde. Zu guter Letzt sang Biitrah sogar mit ihnen und war von der Hitze des Kohlenfeuers, von der Müdigkeit nach dem harten Tag und von der Schönheit des Abends genauso berauscht wie vom Wein.

Schließlich stand er auf und ging zu Bett. Vier seiner Männer folgten ihm, um vor seiner Tür auf einer Schicht Stroh zu schlafen. Er würde im besten Bett der Herberge ru-



Daniel Abraham

Die magischen Städte 2

Winter des Verrats

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 448 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-24447-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2008

IM WINTER DES VERRATS REGIERT DIE KÄLTE DER MACHT!

Ruhm und Verfall, Liebe und Hass vor dem Hintergrund einer in unmenschlicher Kälte erstarrten Metropole.

Klirrend kalt sind die Winter in Machi, der nördlichsten der unermesslich reichen Sommerstädte. Und eiskalt sind auch die Intrigen, die in diesen Tagen und Wochen die Stadt zu vergiften drohen. Denn der Herrscher von Machi liegt im Sterben, und gemäß der Tradition kämpfen seine ältesten Söhne unerbittlich um die Nachfolge. Doch was noch niemand ahnt: In den Schatten der Stadt formieren sich auch bislang unbekannte Kräfte. Und sie schrecken vor keiner noch so abscheulichen Tat zurück, um den Winter des Verrats zu ihrem ganz persönlichen Vorteil zu nutzen ...

Von unglaublicher Intensität und Imaginationskraft!